Unter den Feigenbäumen.

Eine halbe Stunde unterhalb Cantalupo hockten die beiden Carabinieri bleich und müde auf dem zerfallenen Brückenmäuerchen, das über dem schmalen ausgetrockneten Flußbett hing. Ihren erschossenen Kameraden hatten sie auf ein Bündel Maisstroh gebettet; der Corporal war nach Catania hinabgeeilt, militärische Hilfe zu requiriren.

Das ist eine trübe, unheimliche Nacht. Ueber die Ebene hin flottern die zu Wolken geballten Nebelmassen, gepeitscht von dem dicken, schwülen Scirocco. Durch die Maisfelder geht es wie Seufzen, es klingt, als ob nachtschleichende Menschen sich durch die mannshohen Stengel drängen, und mehr als einmal greifen die im Halbschlummer Umsinkenden nach den Gewehren. Aus den hohen Wäldern am Aetna flackert hie und da ein rothes Feuer, dort sind die Kohlenbrenner bei der Arbeit; da und dort, wo ein Dorf ist, irrt ein verlorenes Licht. Hin und wieder kracht aus der Ferne dumpf herüber ein Flintenschuß.

Das sind die Bauern und Winzer der Aetnadörfer, sie schießen, die Carabinieri wissen's, auf's Geradewohl in die Nacht hinein; sie wollen den bösen Feind treffen, der ihre Häuser seit Wochen umschleicht, und richten ihre Flinten auch gegen die von der Regierung geschickten Verbreiter der Seuche: die Carabinieri und die Doctoren.

Die beiden alten Aerzte des Ortes waren schon, als die ersten Nachrichten aus den umliegenden Dörfern und aus Catania einliefen, geflohen; Tags darauf hatte der reiche Apotheker, Don Felice, sein Bündel geschnürt, die Verwaltung des Hauses dem fieberkranken Gehilfen anvertrauend. Aber auch der war eiligst nach Bronte zu seiner Muhme geritten. Zuletzt war auch der Sindaco mit Frau und Kind über alle Berge gegangen.

Die beiden muthigen jungen Doctoren aus Neapel, die der Präfect heraufgeschickt, waren von den rebellischen Bauern mit Knütteln ausgetrieben worden; den Fässern mit Carbolsäure und Chlorkalk hatte man auf dem Marktplatze die Böden eingeschlagen, man wollte nicht officiell vergiftet werden. Darauf ward die Eisenbahn in Angriff genommen, die Schienen wurden aufgerissen, die Telegraphenstangen durchgesägt, die Drähte zerschnitten; auf ihnen lief die „schwarze Zigeunerin", das wußte jedes Kind, nur schneller durch's Land.

Und nun hielten Männer und Buben, nachdem sie diesen Morgen den tapfern Carabinieri noch eine Schlacht geliefert, die Einen draußen an der Kirche, die Anderen vor der halbzerfallenen, verräucherten Osteria, in der Here Maro wirthschaftete, an der Straße Wacht und trieben die seltenen Wanderer und die in Gefahrten Herankommenden mit Geschrei und Flintenschüssen zurück. Der Postbote war schon seit mehreren Tagen nicht mehr zum Orte hereingelassen worden.

Hinter dem Rücken der Männer aber, in ihren Häusern, wüthete der böse Feind. Gelähmt von Furcht, sah man die Eltern, Geschwister, Frauen und Kinder hinsterben. Man legte die Cadaver oft nackt vor die Thüren oder mitten auf die Straße, die dann, zu Dutzenden auf einander geschichtet, nur mit einer dünnen Schicht grauen Aschensandes bedeckt, in eine Grube geworfen wurden und verweiten. Der seit acht Tagen wehende heiße Scirocco besorgte das Geschäft rasch und trieb dann die Keime des Todes über die Hügel hinweg weiter in's Land hinein.

Das Eigenthum war nicht mehr heilig. In den goldgelben Weizenfeldern des Bürgermeisters, des Apothekers, der Frau Veronika und der anderen Entflohenen, die vielleicht draußen kläglich verschauerten, raubten die halbbetrunkenen Pachtbauern und Taglöhner und mähten unter rohen Scherzen lachend hastig darauf los, die herrenlose Ernte unter ihren Dächern zu bergen. An Wein fehlte es nicht, die reichen Keller standen Jedermann offen, aber an Fleisch und Brod. Der Hunger stellte sich bedrohlich ein, und noch immer wollte der heilige Rochus kein Wunder thun.

Der starke Wein in den leeren Magen aber erhitzte die Gemüther der Männer bis zur Raserei, und dann prügelten die Heimkehrenden Weib und Kind oft unbarmherzig. Nur nach dem Ave Maria-Läuten, das der Küster noch treu besorgte, ward es nach alter Gewohnheit still im Orte, und man hörte das Gebetemurmeln bis auf die Straße hinaus....

In dem kleinen Hause am Hügelhange, das drei riesige Feigenbäume ganz unter ihren Schutz genommen, war auch in dieser schlimmsten Zeit kein böses Wort gefallen. Gevatter Tano, ein starker, schöner Mann, nahe den Vierzigern, war erst Soldat, dann fünf Jahre in Amerika gewesen, hatte Reinlichkeit und Ordnung gelernt, mit seinem kleinen Erwerb das elterliche Haus schuldenfrei gemacht und dann ein gesundes Weib, die Palma, groß und stark wie er, „ein Schiff mit dreihundert Segeln", wie er sie nannte, geheirathet. Auch ihre drei Kinder waren rund und gesund, denn, wenn Fleisch nur selten auf den Tisch kam, an Brod und Käse hatte es nie gefehlt und fehlte es auch in diesen schweren Tagen nicht.

Die Freunde hatten auch ihn zu der wohlfeilen Ernte aufgerufen, sie hatten ihn einen Feigling genannt, daß er ihrem Rufe nicht gefolgt war. Er hatte aber zu seiner Palma gesagt: „Die Ernte wird ihnen theurer zu stehen kommen, wie jede andere. So theures Brod werden sie nie mehr essen." Und er hatte von seinen in überreicher Fruchtfülle hangenden Feigenbäumen ein Körbchen voll der goldenen Früchte gebrochen und ein hartes Brod aus dem niederen Speicher geholt. Das Ave Maria-Läuten traf sie bei diesem einfachen Mahle: die Mutter betete vor, die Kinder lispelig nach und huschten dann, noch kauend, in das [illegible], wo sie zu Füßen sich neben einander hinkrümmten und kauerten.

„Heute hat's auch die Muhme Tonetta geholt," sagte sie.

„Und beim Gevatter Tonno ist das letzte Kind fortgeschafft worden", sagte er. „Da steht das Haus nun leer. Ich hab' seinen Hund gesehen, der heulte vor der geschlossenen Thür."

„Gott sei ihren armen Seelen gnädig", antwortete sie, sich bekreuzigend, „und uns schütze die Madonna in Gnaden."

Sie nahm, wie zur Unterstützung ihrer Bitte, rasch das Lämpchen der Madonna aus der Nische, füllte frisches Oel nach, schnuppte den Docht und sprach ein kurzes Stoßgebet zur Mutter des Himmels und der Erden; dann bedeckte sie die glühenden Kohlen auf dem Herde mit Asche und folgte dem Manne auf das schlechte Lager. Bald ward es ganz still in der düsteren, dumpfen, vom Scirocco-hauch angefüllten Stube. Nichts hörte man als das gesunde Athmen der Kinder, das kräftige des Mannes, hie und da ein leises Gackern der Hühner auf dem Herdbalken, das Summen einer erwachten Fliege und von draußen das Rauschen der Bäume im Winde ..... von Stunde zu Stunde tönte die Glocke im Thurme.

Mitternacht war vorüber. Die Hähne hatten zum ersten Male gekräht, da erhob sich von dem raschelnden Maisstrohsacke mit einem Seufzer hastig, halben Leibes das junge Weib, von Schmerzen und Angst geweckt. Aus der Nische herab blinzelte verschlafen das armselige Madonnen-Lämpchen und erfüllte das Zimmer mit dämmernder Helle und zuckenden Schatten. Palma strich sich die schwarzen Haare aus dem bleich bronzefarbenen Gesicht; das laute Stöhnen, das ihr aus der Brust heraufstieg, vermochte sie nicht zu unterdrücken. Gevatter Tano wachte auf und frug stotternd:

„Palmetella, was hast du?"

„Ich fürchte mich, Tano! Die Here ist herein! Ich habe Feuer im Leibe und Schnee auf den Schultern, auf dem Kopfe....da, fühle."

Er ergriff ihre harten Hände, sie waren feucht und eiskalt. Mit einem Sprunge war er vom Bett; hastig stieß er den kleinen Laden hinter dem Basilicum- und Nelkenstöcken zurück, tröstliches Licht zu sehen. Bleich und gramvoll blickte der junge Tag herein; in seinem öden Scheine sah er das Gesicht seines Weibes in einem plötzlichen Verfall: die Augen erloschen, die sonst so blühenden Wangen hängend, die Lippen blau und verzerrt. Einen Augenblick starrte er sie an, dann schrie er auf:

„Madonna! Dich hat's auch! Hilfe! Hilfe!"

Krampfhaft preßte sie die Arme auf den Leib und flüsterte:

„Still, Tano, wecke die Kinder nicht!"

Aber schon ist das älteste, ein Knabe von acht Jahren, erwacht; er richtet sich tastend an der Wand empor und schaut stumm aus seinen großen schwarzen Augen verwundert nach Vater und Mutter. Diese kleidet sich nun an, macht ihm das Zeichen des Schweigens, zieht die Lade unter dem Bett hervor, nimmt kramend ein Hemd und ein altes Leintuch heraus, verknüpft beides zu einem Bündel und sagt, halb zusammengekrümmt, mit hauchender Stimme in Absätzen:

„Leb' wohl, Tano, Madonna schütze dich und die Kinder .... ich gehe fort."

„Wohin, Palmetella, wohin?"

„Ich weiß es nicht .... fort .... hier darf ich nicht bleiben .... euch zu Liebe nicht. Ich hab' das Uebel im Leibe. Ich darf's euch nicht vererben. Bei Gevatter Tonno drüben hat's die Mutter den Kindern gegeben. Ihr sollt nicht sterben. Tano, vergiß mich nicht...."

Er faßte sie bei den kalten Händen, gewaltsam; er bat sie, zu bleiben, er schrie; auch der zweite kleine Knabe und das ganz unmündige Mägdelein erwachten mit lautem Weinen. Sie war schon an der Thür. Nun bat er sie, etwas Brod mitzunehen. Das wies sie zurück; auch das wenige Kupfergeld, das er ihr aufdrängen wollte, nahm sie nicht.

„Ihr braucht's nothwendiger. Gib mir auf die Kinder Acht. Die neuen Hemden liegen zu unterst in der Lade."

Die Kinder sprangen jetzt zu ihr heran, da floh sie mit ängstlicher Hast und warf die Thür hinter sich in's Schloß. Lautes Weinen und Rufen nach der Mutter folgte ihr nach. Sie hatte keine Thränen. Auf der Vordertreppe aber, die zur Straße hinabführte, mußte sie einen Augenblick sich hinsetzen, der körperliche Schmerz wollte sie gar hinstrecken.

Die ersten Sonnenstrahlen schossen über die calabrischen Berge herüber. Der Wind hatte umgeschlagen, thauig frische Bläue strahlte vom Himmel; würziger Duft von Gras und Kraut belebte die Luft. Eine Schaar Tauben schwebte über die Maisfelder hin und von unten herauf klangen die Morgenglocken.

Am Armenhaus schleppten eben zwei alte Männer den Leichnam eines nur mit einem schmutzigen Hemd bekleideten Frauenzimmers über die Straße.

Da schaute sie kurz noch einmal sich um; am Fenster, hinter den Basilicum- und Nelkenstöcken zeigten sich dicht zusammengedrängt vier weinende Gesichter, kleine Hände winkten. Ihre Hand krampfte nach dem Herzen, sie wollte den Schritt beschleunigen, aber sie hatte Blei in den Schuhen, und von Zeit zu Zeit innehaltend, schleppte das stattliche Weib sich nur langsam dahin. Am Ausgang des Dorfes riefen die Männer sie an.

„Wohin in der Frühe, Gevatterin Palma? Weißt du, daß wir dich nicht wieder hereinlassen dürfen?"

Sie antwortete nicht; sie zog ihr schwarzes Kopftuch über's Gesicht und that sich Gewalt an, nicht zu wanken. Die „Here" kam ihr humpelnd entgegen, das braune, zerlumpte, steinalte Bettelweib, das schon zu der Väter Zeiten von Zeit zu Zeit bettelnd in den Ort gekommen war, und das jedes Kind im Umkreis von zehn Meilen kannte und mit Steinen bewarf. Palma war hinter einer Hecke indischer Feigen niedergesunken, fast bewußtlos. So auch hörte sie fünf, sechs Schüsse knallen und das laute Aufkreischen einer Wildkatze. Die Männer hatten die „Here", die auf keinen Zuruf gehört hatte, über den Haufen geschossen. Das kam ihr wie im Traum vor. Wie sie auf den Karren des Gevatters Daniele gekommen war und wie nach Catania, das wußte sie nicht mehr.

Der Körner Daniele, der sie wohl kannte, hatte sie an dem Dorfweg, wo dieser in die breite, staubige Landstraße nach Catania abbiegt, im Graben kauernd gefunden und hatte sie eingeladen aufzusteigen. Er hatte wohl gemerkt, was ihr fehlte; aber Mutter und Schwester waren ihm an einem Tage durch die Seuche hinweggerafft worden, und er wollte ein Werk der Barmherzigkeit thun, um für sich selbst Gnade bei den Schicksalsgöttern zu erlangen. Bei jedem Heiligenbild an der Straße riß er seine rothe Wollkappe herunter und empfahl seine Seele und die seines Fahrgastes Gott.

Als er aber nach der Einfahrt in die ganz verödete Stadt, welche unter einer brennenden Sonne wie ausgestorben lag, sich nach dem Weibe umschaute, war dieses verschwunden.

Verzehrt von innerem Brande, mit dürrer Zunge, hatte sie durch die halbgeschlossenen Augenlieder hindurch den blitzenden Strahl des sprudelnden Brunnens bemerkt und war instinctiv vom Karren geglitten. Jetzt lag sie mit dem halben Leibe im Wasser: plätschernd sprang der Strahl über sie hin, sie hatte sich nicht mehr gerührt.

So hatten sie zwei Männer vom „Rothen Kreuz" gefunden und alsbald nach dem Cholera-Lazareth übergeführt. Niemand kannte ihren Namen, sie lag hier als eine Nummer und die erzählte nichts von der starken Liebe und dem heldenhaften Opfermuthe eines Mutterherzens.

* * *

Es ist ein prächtiger Septembertag, sonnenüberfluthet glänzen Meer und Land, und der erste erfrischende Hauch des Herbstes mischt sich mit der warmen Luft, die vom Berge herabströmt. Viele Bürger, viele Leute des Arbeiterstandes gehen in schwarzen Kleidern einher, denn der Cholera-Kirchhof ist nahezu gefüllt worden und vor jedes Haus fast könnte man eine Trauerweide pflanzen.

Auf den aus der großen catanischen Ebene aufstehenden, bald zu Bergen sich zusammenschließenden Hügeln aber hat die Weinlese begonnen, statt der Thränen soll nun der fröhliche Most fließen, eine reiche Ernte, und die Winzer mit ihren Söhnen, den Weibern und Töchtern stehen im warmen Aschensande unter den Reben und füllen die großen Weidenkörbe mit den armlangen Trauben. Das junge Volk singt seine langgezogene melancholische Ritornelle, eine Vigna singt der Andere hierzu, die Burche schießen nach den Drosseln, die in ganzen Flügen über die Beeren herfallen.

Das Angesicht des Landes ist heiter, kein Leidenszug ist in demselben zurückgeblieben und es lächelt.

Ein schwerer Leidenszug aber liegt auf dem bleichen, hageren Antlitz des auf der Landstraße bergan wandernden Weibes. Sie ist genesen, ihre starke Natur, der liebende Wille hat den Tod niedergerungen; jetzt kehrt sie heim, als Gattin zu dem Manne, als Mutter zu ihren Kindern; wohl muß sie oft am Wege ruhen, dann aber eilt ihr Fuß in doppelter Eile vorwärts. Die watenden Weiber wenden den Kopf nach ihr, sie sehen's, die kommt vom Grabe....

Und da liegt der Ort vor ihr. Das ist der kleine, spitze Glockenthurm, das die grauen Häuser, zwischen denen sie aufgewachsen, und drüben am Hange, überschattet von den drei alten Feigenbäumen, ist auch ihr Haus. Zwei kleine Mädchen pflücken Brombeeren an der Hecke, einen Augenblick hemmt sie den Fuß, sie möchte fragen, aber rasch schreitet sie weiter. Kein Mensch kommt ihr entgegen, der Ort erscheint wie ausgestorben. Auf den Steinstufen des Wachthauses, ihre Pfeifen rauchend, sitzen die Carabinieri, ohne Gruß eilt sie an ihnen vorüber. Dann steht sie vor ihrem Haus. Die Basilicum- und Nelkenstöcke am Fenster sind verdorrt, verdorrt und zertreten ist das Kraut im Garten. Sie klingelt an der Thür, die ist verschlossen; in bebender Angst sprengt sie die morsche Thür mit kräftigem Anstoß auf. Ein scharfer Schwefelgeruch schlägt ihr entgegen, das dunkle Gemach öffnet sich wie ein Grab, leer, leer; kein Spahn Holz ist zurückgeblieben. In der Mitte des Estriches liegen dicke, geronnene Reste eines verbrannten Schwefelhaufens, der Rauch hat die Wände geschwärzt.

Ein entsetzliches Bild, die tiefe endlose Nacht der Vernichtung steigt vor ihrer zitternden Seele auf ..... Sie hätte mit ihnen sterben mögen; für sie wollte sie in der Ferne sterben, für sie in Kraft der Liebe ist sie in der Ferne genesen, um nun täglich den bittersten Tod zu sterben. Das öde Alter ist über sie hereingestürzt, sie sitzt in der Asche des Heerdes, eine Greisin, verlassen, einsam, allein für's Leben. Ihrer Liebe ist nicht einmal ein Grab geblieben, die Todten liegen ungesondert zu Haufen in der Grube draußen .....

Längst ist ihr die Außenwelt versunken. Das Ave Maria-Geläut vernimmt sie als ein wimmerndes Todtenglöckchen. Es dunkelt zur Nacht. Dann fühlt sie unter der Hand ein krauses Köpfchen, ein warmes Gesicht und mit Beben hört sie den Ruf: „Mutter!"

„Mutter, Mutter, du bist wieder da?"

„Gott, grüß dich, Gevatterin Palma! Der Madonna und allen Heiligen sei Dank, daß du wieder zurück bist. Ach, ewiger Vater, was hat's gegeben! Und wie du aussiehst! Hier sind sie Alle todt, auch dich glaubten wir längst begraben. Wie hat der Cola hier nach dir geschrien! Und da bist du wieder und hier ist der einzig Uebriggebliebene."

Gevatterin Agatina war's, die Bäckerin; sie hatte den Jungen aus dem ausgestorbenen Hause herausgeholt. Vorhin hatte sie die verschlossene Thür offen gefunden und wollte nun sehen, was da los sei. Was hatte die nicht zu erzählen, wie viel Namen von Todten mußten genannt werden. Seit vierzehn Tagen war kein Fall mehr vorgekommen. Die Mutter hörte nichts von alledem; das Leben kehrte ihr warm in die Brust zurück, und heiße unverständliche Worte flüsternd, hielt sie die hageren, zitternden Finger um den Kopf des kleinen Cola gekrampft. Das waren dieselben starren schwarzen Krauslocken, die sie dereinst seinem Vater in neckender Liebe zerzaust ....

Woldemar Kaden.

— Jede Anspannung der Kräfte, wenn sie den Körper nicht erschöpft, geht leicht in Fröhlichkeit über.

Die Ernährung.

Von Dr. Max Weiß.

Es ist eine vollständig irrige Ansicht, anzunehmen, daß das Fleisch, wenn es nicht beim Kochen gleich weich wird, durch längeres Kochen doch schließlich weich werden muß; das wird aus demselben Grunde wie beim Hühnerei auch beim Fleische nie geschehen. Wie das Eiweiß des Hühnereies durch das Kochen gerinnt, so gerinnt das Eiweiß der Fleischfasern, welche natürlich dadurch härter und zäher werden. Die rationelle Zubereitung des Fleisches muß beim Braten und Kochen bestrebt sein, dieses Eiweiß gelöst zu haben, aber auch von dem für die Ernährung so werthvollen Fleischsafte nichts zu verlieren; das erreicht man am besten, wenn man das Fleisch plötzlich, aber nur sehr kurze Zeit, einer sehr hohen Temperatur aussetzt, wobei sich die Zeitdauer natürlich nach der Größe der zu behandelnden Stücke richten muß. Hierdurch gerinnt nur das Eiweiß, welches sich auf der Oberfläche des Fleisches befindet und bildet dadurch eine schützende Hülle für den Fleischsaft, welchen es nun einschließt, so daß dieser werthvolle Bestandtheil des Fleisches vollkommen erhalten bleibt; somit ist das durch eine solche Zubereitung erhaltene Fleisch ebenso nahrhaft, als es durch die in Lösung gebliebenen Eiweißstoffe, bezw. die weichgebliebene Fleischfaser, leicht verdaulich ist.

Hat man nicht nur das Braten, sondern auch ein eventuelles Kochen des Fleisches so gehandhabt, also den Fleischsaft fast vollständig im Fleische behalten, so wird natürlich die gleichzeitig gewonnene Brühe nicht besonders werthvoll sein können, und wenn es darauf ankommt, eine gute Brühe zu erhalten, so wird man also ganz anders verfahren müssen. In diesem Falle will man möglichst allen Fleischsaft mit den darin enthaltenen Salzen und Extraktivstoffen aus dem Fleische extrahiren und verhütet vor allen Dingen, daß die vorher absichtlich erzeugte schützende Hülle durch geronnene Eiweißstoffe nicht früher gerinnen, als bis aller Fleischsaft aus dem Fleische ausgezogen ist. Zu diesem Zwecke legt man das in möglichst kleine Stücke zerschnittene Fleisch in kaltes Wasser, dessen Temperatur man nur ganz langsam bis zur Siedehitze, welche man schließlich erreichen muß, steigen läßt. Auf diese Weise entzieht man dem Fleische alle jene Säfte und Extraktivstoffe, welche uns die Brühe so werthvoll erscheinen lassen, behält aber natürlich ein an Nahrungsstoffen ziemlich werthloses Fleisch zurück. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß es unmöglich ist, gleichzeitig aus demselben Stücke rohem Fleisch eine gute Brühe und einen guten Braten oder wahrhaftes gekochtes Fleisch zu bereiten. Der höhere Werth der Hühnerbrühe im Verhältniß zu der aus Ochsenfleisch gewonnenen kommt daher, daß Hühnerfleisch mehr lösliche Stoffe enthält, als letzteres.

Da aber auch bei dieser rationellen Bereitung der Brühe dieselbe schließlich zum kochen kommt, so müssen die auf vorher beschriebenem Wege extrahirten Eiweißstoffe doch wohl auch endlich gerinnen? Nun ja, das thun sie in der That und bilden den schmutzig grauen Schaum, den die Hausfrau bei der Bereitung der Brühe so sorgfältig abschöpft, und der sich so lange stets wieder von Neuem bildet, als noch Eiweißstoffe in der Lösung vorhanden sind. Da aber die Eiweißstoffe, das einzig direkt Nahrhafte, in der Brühe waren und auf diesem Wege aus derselben entfernt wurden, so enthält die Brühe keine Nahrungsstoffe mehr und kann deshalb auch nicht mehr zu den Nahrungsmitteln gerechnet werden! Wir zählen sie in der That auch nicht zu den Nahrungsmitteln, sondern zu den Genußmitteln, weshalb man aber von ihrem hohen Werthe für die Ernährung keineswegs geringer denken wird.

Außer den verschiedenen Salzen und Extraktivstoffen, welche unsere Verdauung im allerhöchsten Maße befördern, enthält die Fleischbrühe einen Stoff, den der Chemiker „Kreatin" nennt, und welcher eine ähnliche erregende Wirkung hat, wie derjenige Stoff, den wir als wirksamen Bestandtheil des Kaffees und des Thees noch kennen lernen werden. Eine gute Brühe reizt daher nicht nur, wie kein zweites Genußmittel, unsere Magenwände, die nöthigen Verdauungssäfte abzusondern und wird darum auch mit Recht beim Beginn der Hauptmahlzeit genommen, sondern ist auch das einzige derselben, das, trotzdem es uns belebt und erregt, keine nachtheiligen Wirkungen zurückläßt. Ihren hohen Werth bezeichnet der berühmte Chemiker Justus v. Liebig mit folgenden Worten: „Eine Tasse Fleischbrühe hat häufig eine kräftigende Wirkung, nicht darum, weil ihre Bestandtheile Kraft erzeugen, wo keine ist, sondern weil sie auf unsere Nerven so wirken, daß wir uns der vorhandenen Kraft bewußt werden, und empfinden, daß diese Kraft verfügbar ist."

Wie alle organischen Substanzen unterliegt auch das Fleisch gewissen Zersetzungsprocessen, welche sich schließlich bis zur Verwesung steigern. Mittel dagegen sind Abschluß der atmosphärischen Luft, Wasserentziehung, Einwirkung von Chemikalien, welche die Fäulniß verhindern, und zu welchen auch das Räuchern gehört, — denn ein im Rauche befindlicher Stoff, das Kreosot, ist es nicht, welches der Fäulniß entgegenwirkt, — und schließlich die Kälte. Mit Ausnahme der letzteren wirken alle übrigen Mittel mehr oder weniger auf die Beschaffenheit und den Geschmack des Fleisches ein, eignen sich also nicht zum Konserviren aller Fleischarten, und die Kälte ist in der That das bisher einzig angewendete Mittel, um ungeheure Mengen Fleisch im frischen Zustande selbst von Australien und Südamerika aus auf die europäischen Märkte zu bringen; es geschieht dies, indem man das Fleisch in den Kältemaschinen versehenen Schiffen einfrieren läßt und es so verfrachtet. Handelt es sich im Haushalte darum, Fleisch nur für kurze Zeit vor dem Verderben zu schützen, und ist Eis nicht zur Hand, so eignen sich früh angeglühte Heizkohlen hierzu ganz vorzüglich. Man bestreut das Fleisch mit dem Holzkohlenpulver tüchtig von allen Seiten, läßt es nochmals in demselben herum und läßt es dann bis zum Gebrauche, vor welchem es durch Waschen gereinigt wird, liegen. Auf diese Weise kann man das Fleisch selbst im heißen Sommer ca. 6 Tage lang genießbar erhalten. Das vor der Verwendung nothwendige Ausglühen der Holzkohle muß natürlich in einem gut verschlossenen Gefäße geschehen, denn im offenen Gefäße würde die Kohle durch den Zutritt der Luft nicht ausglühen, sondern vollständig verbrennen.

Was wir bei dem Wildpret „Hautgout" zu nennen pflegen, ist nicht etwa eine Eigenthümlichkeit, welche diesem allein zukommt, sondern nichts weiter, als der Anfang der Zersetzung überhaupt, welcher auch bei jedem anderen Fleische unter dafür günstigen Bedingungen eintritt, beim Wildpret nur viel schneller in Folge der Fleischmilchsäure, welche sich, wie vorher beschrieben, schon häufig bei Lebzeiten des Thieres gebildet hat.

Um zu verhindern, daß Fleisch mit Krankheitsstoffen oder Parasiten, wie Finnen und Trichinen behaftet, zum Verkauf gestellt wird, oder auch minderwerthiges Fleisch, gewöhnlich von zu jungen oder von solchen kranken Thieren stammend, deren Krankheiten man nach dem Schlachten nicht mehr erkennen kann, giebt es nur ein wirklich ausreichendes Mittel, und das ist die von der Wissenschaft schon seit langer Zeit und immer dringender verlangte obligatorische Fleischbeschau. Die Erlangung derselben stößt deshalb in sehr vielen Städten noch immer auf große Schwierigkeiten, weil sie ohne Aufhebung der Privatschlachthäuser und gleichzeitiger Einrichtung von öffentlichen Schlachthäusern nicht gedacht werden kann.

Für angehende Dichter.

Der Dichter höchsten Preis erringt,
Wenn jeden Stoff er kühn bezwingt,
Wenn heut' wir mit ihm lachen
Und morgen er es fertig bringt,
In Wehschmerz schon zu machen.
Und doch gehört nicht viel Talent
Dazu, wenn man den Kniff nur kennt.
Mein Beispiel soll Euch lehren,
Wie leicht es ist, der Worte Sinn
In's Gegentheil zu kehren.

An die Geliebte.

Darf ich Aermster wirklich hoffen,
Daß Du mich nur lieblich nährst?
Von dem Leid, das mich betroffen,
Willst Du endlich mich befreien?

An eine Andere.

Von dem Leid, das mich betroffen,
Daß Du mich nur tödtst allein,
Darf ich Aermster wirklich hoffen,
Willst Du endlich mich befreien?

Pessimistisch.

Daß das Leben werth zu leben,
Niemand uns beweisen mag,
Daß nur eitel unser Streben,
Zeiget deutlich jeder Tag.

Optimistisch.

Daß nur eitel unser Streben,
Niemand uns beweisen mag,
Daß das Leben werth zu leben,
Zeiget deutlich jeder Tag.

An eine Sängerin.

Wundersam will es beschleichen
Jedermann im Augenblick,
Wenn Du singst, so muß entweichen
Uns das herbste Mißgeschick!

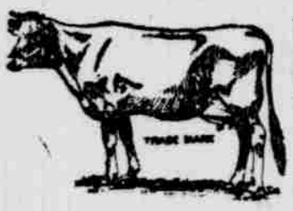
An eine Andere.

Wenn Du singst, so muß entweichen
Jedermann im Augenblick,
Wundersam will es beschleichen
Uns das herbste Mißgeschick!

— Bruder Jonathan und Onkel Sam. Wie John Bull in England, so gebräuchlich ist der Beiname „Bruder Jonathan" für Amerika, und der Volksausdruck „Onkel Sam" für die Regierung der Ver. Staaten. Als der berühmte Georg Washington (geb. 1732, gest. 1799) nach seiner Ernennung zum Befehlshaber der Armee im Freiheitskriege nach Massachusetts kam, um die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung des Landes zu treffen, ergab sich ein großer Mangel an Munition u. s. w. und eine große Schwierigkeit, das Nöthige zu beschaffen, um dem mächtigen Feind wirksam entgegen treten zu können. In dieser hoffnungslosen Zeit hielt Washington verschiedene Berathungen mit seinen Officieren und anderen Persönlichkeiten, um die bedrängte Lage zu verbessern, und da zu jener Zeit Jonathan Trumbull der ältere zum Gouverneur von Connecticut ernannt wurde, zu welchem er das größte Vertrauen hatte, so hieß es immerfort in den Verhandlungen: „Wir müssen Bruder Jonathan über die Sache befragen!" — Diesem gelang es auch wirklich, vielen Uebelständen der Armee abzuhelfen, so daß sich späterhin, als das Heer im Lande zerstreut lag, das Sprichwort dort erhielt, bei vorkommenden Schwierigkeiten zu äußern: „Wir müssen Bruder Jonathan befragen!" — So wurde Bruder Jonathan zum volksthümlichen Ausdruck in und für Amerika, und blieb es bis auf den heutigen Tag. — Auch Onkel Sam hat seinen kriegerischen Ursprung! Im Kriege gegen England besuchte der damalige Armeelieferant Elbert Anderson von New York den Ort Troy am Hudson, wo eine Unmasse Proviant, Ochsen- und Schweinefleisch u. s. w., zusammengebracht und von ihm angekauft worden war. Einer der dortigen Aufseher darüber hieß Samuel Wilson, allgemein bekannt unter dem Namen „Uncle Sam" (Onkel Sam, Abkürzung von Samuel), welcher eine große Anzahl von Werkleuten beaufsichtigte, die mit der Durchsicht der gekauften Vorräthe beschäftigt waren. Ein lustiger Bursche hatte die Arbeit, die Fässer alle mit „E. A. U. S." zu zeichnen, was natürlich „Elbert Anderson" und „United States" (Vereinigte Staaten) bedeuten sollte. Da indessen damals die Buchstaben U. S. für United States noch ziemlich unbekannt waren, erwiderte der Arbeiter stets auf die Frage seiner Mitarbeiter nach der Bedeutung derselben, das solle „Uncle Sam" heißen, worauf man sich den Spaß machte, Onkel Sam mit seinen wachsenden Besitzthümern aufzuziehen. — Da viele dieser Arbeiter später Soldaten wurden, so zog der Scherz mit ihnen, ward verbreitet zum volksthümlichen Spitznamen und erschien sogar im Druck, bevor der erste Feldzug endigte.

Lafer Bros.

F. G. Lafer
Eigenthümer.



Apotheke
und Artikel
Department

31—33 Broadway Telephon Cherry 4607

Ver. Staaten Nahrungsmittel-Administration Lizens No. G-02724.

Samstag bis 10 Uhr Abends offen zur Bequemlichkeit der Kunden.

Spezial für morgen

3 Kannen Old Dutch Cleanser 20c
8 große Stücke gute weiße Waschseife 25c

Warten Sie nicht! Legen Sie Ihren Bedarf an Thee heute ein!

Wir verkaufen schwarzen Tee, frisch von dem

Original-Packet . . . . . 40c, 45c, 50c, 60c Pfd.
Japan Tee . . . . . 25c, 35c, 40c, 50c, 60c Pfd.
Große Blätter Teestaub . . . . . 18c, 2 Pfd. 35c

Unserer frischgerösteter Kaffee

— der beste, den Sie je getrunken haben — 18c, 20c, 25c, 28c, 30c, 35c per Pfund.

Beachten Sie die Liste. Dieselbe wird Ihnen Geld sparen:

Matches — Searchlight oder Saginaw Tips	5c	York and Beans — Tom. Sauce. No. 2 Büchse	15c
Bohnen — Red Kidney No. 2 Kanne	12c	Gute Pflaumen — per Pfund	10c
Bohnen — Trockene Kidnen	16c	Oliven — Große Flasche, einfach oder gestopft	10c
Sauerkraut — No. 2 Kanne	10c	Tisch-Sauce — per Flasche	10c
Fertige Suppen	8c	Spaghetti — per Kanne	10c
Campbell's Suppen, Kanne	10c	Aprikosen — No. 1 Kanne, Syrup	15c
Tomaten — Farcy. No. 2 Kanne	14c	Birnen — No. 2 Kanne, Syrup	18c
Chili Sauce, Yacht Club	25c	Lima Bohnen — No. 2 Kanne	15c
Rote Himbeeren — Syrup, No. 2 Kanne	22c	Pflaumen — No. 2 Kanne	15c
Pfirsicher — Calif., No. 2½ Kanne	20c	Catsup — große Flasche	15c
Lachs — Große Büchsen, feiner roter Alaska	28c	Sauerkraut — Große No. 3 Kannen, 2 für	25c
Lachs — Feiner Columbia River roter	23c	Snider's Catsup — Große Flaschen	30c
Sardinen — importierte in Olivenöl, ¼'s	20c	Reis — Fancy Blue Rose, per Pfund	11c
Mackarelen — California, ½'s	10c	Oliven — Große Mason Jars	35c
		Pickles — Quart Jars	35c, 40c

Eine große spezielle 10c Partie von eingemachten Waren und in Flaschen

Bezahlen Sie keine hohen Preise an anderen Orten

„Gesund gemachte" beste weiße Waren im Markt.

Nur 30c per Pfd. Reinweiß (Farbe frei)

Unsere Oleomargarine hat eine hübsche gelbe Farbe — Qualität garantiert.

25c, 27c, 28c, 29c das Pfd.

5 Pfd. Rollen $1.35, $1.45, 5 Pfd. Packet $1.45

Stapel-Groceriewaren aller Art zu den niedrigsten Preisen.

Detroit's größte Grocery

31—33 Broadway

Anzeigen in der Abendpost bringen gute Resultate.